



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Der Ostermeßkatalog. 1845.

Weidmann's und Hinrichs's Katalog streiten sich, wer vollständiger die ganze ungeheure Masse deutscher Literatur bringe. Weidmann's Katalog erscheint rascher und mehr zu rechter Zeit, da eben das Interesse sich dem Buchmarkt am lebhaftesten zuwendet. Auch bringt er gerade genug Buchtitel, um uns die Furcht davor zu benehmen, daß sich die Schreibseligkeit Deutschlands etwa bedenklich mindere, ich meine insofern bedenklich, daß die Diplomatie fürchten könnte, die Deutschen begönnen zu handeln und hätten keine Zeit mehr zum Schreiben. Etwas kleiner ist diesmal jedoch das Bücherverzeichniß, als vor'm Jahre; aber eine flüchtige Zusammenrechnung gibt doch immer noch eine Menge von etwa 5750 Büchern und Zeitschriften, welche binnen einem Semester durch 796 Buchhändler verlegt wurden. Besonders reich ist die Brochürenliteratur. Pauperismus und Proletariat, heilige Röcke und Neukatholiken, Wasserheilanstalten und Preßangelegenheiten sind die Hauptgegenstände ihrer Demonstrationen. Noch vor Kurzem zählte ein Journal 192 Schriften in einem einzigen Monate, welche das Für und Wider des Neukatholicismus besprachen, und der Buchstabe A des Meßkatalogs nennt 46, der Buchstabe B gar 103 theologische Schriften. In der Theologie aber, wie in allen andern Fachwissenschaften, ist's auch ein bemerkbar hervortretender Charakter, daß die eigentliche Theorie fast gänzlich verbannt ist; die Praxis und die Beantwortung einzelner practischer Fragen allein beschäftigen die Männer der Wissenschaft; die Empirie breitet sich weiter und weiter, immer alleingeltender aus. Besonders gilt dies von der Medicin. Es ist wahrhaft wundersam, wie in dieser mehr und mehr die allgemeinen Lehr- und Handbücher verschwinden, wie die Bücher des Details ihnen den Rang ablaufen an Zahl und an Wichtigkeit. Geschichte jedoch in den Wissenschaften — nicht nur in Medicin und Theologie — etwas Allgemeines, so erscheint es tabellarisch geordnet, nicht wie für tiefes Studium, sondern meistens nur wie für den flüchtigen Ueberblick bestimmt und zum Nachschlagen bequem eingerichtet. Dies

mag eine Reaction sein gegen eben verflossene Zeiten, in denen die allgemeinen Lehrbücher in den Wissenschaften vorherrschend erschienen; jedenfalls geht jedoch diese Reaction im Augenblicke bereits zu weit und gibt dem empirischen Wissen einen zu unbeschränkten Vorrang. Es ist, als fehlte allen Menschen aller Lebensrichtungen der Gegenwart die rechte volle Zeit, um ruhig und unbekümmert um die Ausfänge der Welt ihre stille Welt weitschichtiger Anschauungen der Wissenschaft ruhig und behaglich auszubauen. Man will fast keine fleißig ausgeführten Generalkarten mehr, man will nur peinlich genau gezeichnete Pläne eines bestimmten Punktes. Erst einer spätern Zeit wird es überlassen bleiben, diese topographischen Studien zu allgemeinen, großen Offenbarungen zu entwickeln. Denn daß in fast allen Wissenschaften die bisher geltenden Systeme unzulänglich, erkennt Jeder; aber die neue Gestaltung des Wissens hat auch noch fast nirgends ein paßlich Formengewand. — Dies wildbewegte practische Treiben der Welt und jener Zwiespalt in Kirche und Staat, wie er jetzt innerlicher denn je die Herzen der ganzen Nation erfüllt, beengt jedoch auch die rein poetische Production. Wir finden im ganzen Halbjahr, welches der Meßkatalog umfaßt, kaum zwei oder drei rein poetisch bedeutsame Productionen. Die ganze ästhetische Literatur ist vorschlagend politisch und publicistisch geworden. Fast alle Werke lehnen sich mehr oder minder an diese Lebensphären an und gehen auf sie zurück. Unsere bekanntesten Dichter aber haben gefeiert; wir finden von keinem derselben etwas eigentlich Neues, nur von einigen neue Ausgaben. Es ist überhaupt ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß jetzt das eigentliche Gedicht im Publicum wieder mehr Freunde findet, denn vor mehreren Jahren. Die Heine'sche Richtung war damals von den Nachbetern bis zum Ekel verzerrt worden, und für die neue politische Wendung der Lyrik war noch keine Empfänglichkeit großgewachsen; sie selbst war noch zu jung, zu roh und nicht genugsam formenschön. Seitdem ist sie es geworden, seitdem hat sie sich zu einem ganz neuen und niemals dagewesenen Genre erhoben, zu einem so neuen, daß wir wohl fühlen, wie die alte Bezeichnung „Lyrik“ ihr nicht mehr entspricht, während wir doch — es geschieht uns Deutschen so selten! — noch kein neues Wort ihr anzupassen vermochten. Es ist, als überstürze uns die Zeit mit ihren Erscheinungen zu urplötzlich und der abgemattete Klassificirsinne sei für sie zu langsam. Wollte Gott, er schwände mehr und mehr in der ästhetischen Welt; das Wirken des Lebens in aller Hinsicht ginge dann wohl freier, rascher und thatkräftiger. — In der Roman- und Novellenpoesie ist „Anna“ von Adele Schopenhauer das Neueste, die „Studien“ von Adelbert Stifter das Bedeutendste. Namen, die wir sonst auf dem Titel ästhetischer Productionen zu sehen gewöhnt sind, treten diesmal mit halbpolitischen Büchern auf. So Heinrich König in der „Fahrt nach Ostenbe;“

so Laube in den „Drei Königsstädten.“ Gutzkow gab den dritten Band seiner dramatischen Werke und beginnt die Sammlung seiner gesammelten Schriften — warum so früh? — Die ziemlich erwachsende Memoirliteratur gibt in ihren Erscheinungen die Pragmatik unserer Zeit. Barnhagen gibt den zweiten Band seiner „Biographischen Denkmäler,“ Dorow „Erlebtes,“ Arndt „Schriften für und an seine lieben Deutschen,“ der pseudonyme Stephan Thurm Memoiren „Aus der Kaserne“ u. s. f. — Aber auf allen, allen Seiten des Katalogs stellt sich doch immer wieder die Romgeliteratur in den Vordergrund. Es ist ein Drängen und Treiben dieser theologischen Welt, als existire außer ihr kein weiteres Interesse und kein wichtiger Punkt, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden hätten. Noch ist die Pressfreiheit nur wenige Linien vorwärts gerückt! Noch ist dem Gerichtsverfahren weder die Kürze des mündlichen Wortes, noch die Garantie der öffentlichen Verhandlung erobert. Noch ist so unendlich viel zu thun für gegenseitige Annäherung und Vereinigung der deutschen Stämme! Die Confession steht in dieser Hinsicht machtlos und das Geschrei der theologischen Spaltung fördert am allerwenigsten die Einigkeit des deutschen Volks!

B.

II.

Die Aufhebung der Divisionschulen in Preußen.

Die preussischen Schulen haben seit einer Reihe von Jahren viele Lehrmethoden prüfen müssen. Vieles ist wieder aufgegeben, aber auch manches Gute beibehalten worden. Der Versuch, welcher jetzt auch mit den höheren Militärschulen angestellt werden soll, kann jedenfalls eine Reihe guter Folgen nach sich ziehen.

Mancher allerdings wird den Kopf schütteln, wenn er liest, daß die, welche Offiziere werden wollen, fortan nicht mehr in besonderen Divisionschulen, sondern auf Gymnasien gebildet werden, daß solche Individuen nur dann zu einem Offizier befähigt sein sollen, wenn sie die geistige Reife eines Primaners auf einem Gymnasium erlangt haben. Mancher wird auch im Geiste denken, daß dies ein Triumph der Philologie sei und wird sich fragen, ob einem Offizier all' der Kram, der auf Gymnasien gelehrt wird, insbesondere aber das verhasste Sprachstudium der Alten, nöthig sei. Mancher, der sich dem Militärstande widmen will, wird über diese gesteigerten Forderungen erschrecken und manchen Offizier hört man bereits sagen: das braucht ein Soldat nicht, die größten Feldherren dienten vom gemeinen Soldaten auf, hatten wenig oder gar keine Bildung, im Felde sind die Wissenschaften eine unnütze Bagage. Indessen wollen wir daran erinnern, daß diese Maßregel bedeutende Motive für sich hat.

Als vergangenen Herbst der Hofrath Thiersch aus München
Grenzboten 1845. II.

einen Vortrag auf dem Philologenverein zu Dresden über die Nothwendigkeit der Umgestaltung der Militärschulen, Militärakademien oder wie diese Schulen sonst noch heißen, hielt, erregte dieser Vortrag ein allgemeines Interesse. Selbst diejenigen, welche seine Propositionen nicht recht verstanden, weil sie zu eigenthümlich waren, oder doch wenigstens einige derselben für zu große Sprünge in der Entwicklung dieses Standes hielten, konnten sich nicht verhehlen, wie zeitgemäß und nothwendig eine Verbesserung dieser Schulen sei. Tbiersch wies darauf hin, wie der Offizierstand einen Stand im Staate bilde, der sich, wie in seiner Bildung, so auch im Leben, allzu schroff von den übrigen absondere. Er wies darauf hin, wie die Intelligenz desselben zum Theil eine höchst einseitige sei, wie der Soldatenstand in seiner jetzigen Gestalt ein Product der neueren Zeit und mehr für die Fürsten, als für das Volk bestimmt sei, wie bei den Griechen und Römern in der goldenen Zeit dieser Völker nicht ein besonderer Militärstand, sondern die Bürger des Staates diesen vertheidigt hätten. Er wies darauf hin, wie in neuester Zeit eine allgemeine militärische Bildung der Staatsbürger sich als vortheilhaft erwiesen und wie namentlich die Geschichte Frankreichs und Preussens zeige, was eine allgemeine Volksbewaffnung vermöge und leiste. Um eine Reihe anderer Gebrechen zu übergehen, genüge es nur noch darauf hinzuweisen, welche ungeheure Summen das Militär dem Staate kostet und welche Rolle dieser Stand in Friedenszeiten spielt und spielen muß, wie wenigstens die höchstmöglichste Beschränkung desselben seit Errichtung von Comunalgarden, Landwehr u. s. w. höchst wünschenswerth und zeitgemäß ist.

Thierfch Vorschlag ging dahin, daß die kostspieligen und einseitigen Militärschulen ganz aufgehoben werden, daß diejenigen, welche sich dem Offizierstande widmen wollten, die Gymnasien besuchen und wie die Gymnasiasten ohne Rücksicht darauf, was sie einst studieren würden, erst eine allgemeine wissenschaftliche Bildung erhalten sollten. Daß dann aber auf Universitäten neben Theologen, Juristen, Medicinern und Philosophen Studenten der Kriegswissenschaften existiren und deshalb eigene Lehrstühle für sie errichtet werden sollten. Abgesehen davon, daß dadurch verschiedene Lehrfächer nicht doppelt in einem Staate besetzt zu werden brauchen, ist einem künftigen Offizier die Gelegenheit gegeben, sich in verschiedenen Fächern und bei verschiedenen Professoren wissenschaftlich auszubilden, wird hauptsächlich das ermöglicht werden, daß der Offizierstand in seinem Wissen, in seiner Bildung und in seinem Leben sich den übrigen Ständen mehr accommodirt und fortan nicht so schroff mehr gegenübersteht.

Das preussische Cultusministerium hatte zu jenem Verein zwei Männer, den Geh. Ober-Reg. Dr. Kortüm und den Geh. Reg. Dr. Brüggemann, gesandt, welche allen Vorträgen und Discussionen die

lebhafteste Theilnahme schenkten. Der Letztere war es, welcher sogleich nach Thiersch das Wort nahm und in einem ausgezeichnet kernigen und blündigen Vortrage darauf aufmerksam machte, wie dieser Gegenstand seit längerer Zeit das preuß. Ministerium, das sich von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung überzeugt habe, beschäftige und wie vielleicht bald schon Versuche dazu ins Leben treten würden. Dies ist denn nun auch schneller geschehen, als irgend Jemand vermuthet hat. Die Divisionschulen sollen vom 1. April künftigen Jahres aufhören, die künftigen Candidaten eines Offizierpatents sollen die Reise eines Primaners auf den Gymnasien haben, frei zwar von allem Griechischen, nicht aber von dem Lateinischen sein, und die eigentlichen Kriegswissenschaften sollen nur in besondern Kriegsschulen gelehrt werden. Der Vorschlag des Hofr. Thiersch wird sonach zum Theil realisirt, und die Zukunft wird lehren, welche Folgen daraus entspringen.

Dr. Karl Haltaus.

III.

Jordan und der Gymnasiallehrer Blackert.

Wenn das ganze deutsche Volk dem Gange des Jordan'schen Processes mit gespannter Aufmerksamkeit folgte, so war dieses natürlich; die Nation fühlte, daß hier mehr in Frage schwebte, als gedankenlose Burschenschaftlerei, daß jetzt ihr innerstes Lebenselement den Kampf mit der Justiz bestehen, siegen oder unterliegen sollte. Die wärmste Theilnahme aber mußte Jordan in Hessen selbst finden, denn die ruhigen, festen, überzeugungsvollen Worte, die mitunter so kühn und gewaltig in der Ständeversammlung 1832 durch das wüste Schreien und Lärmen hindurchklangen, waren noch nicht verhallt, sie tönten noch in den Herzen aller edleren Hessen wieder. Hierzu kam noch, daß ihm seine lebenswürdige Persönlichkeit als Lehrer der Universität die Herzen aller Studirenden gewann. Sein Vortrag war unsicher, stotternd, gewöhnlich, so lange es sich um juristische Wissenschaft handelte, aber er wurde fließend, lebendig, begeistert, unwiderstehlich hinreißend, sobald er sich über die heiligen Grundsätze des allgemeinen Völker- und Staatsrechtes verbreitete. Die Blicke aller Zuhörer ruhten in diesen Momenten, wo der Geist die körperlichen Fesseln brach und das störrige Organ beherrschte, regungslos auf den entflammten Zügen des Mannes, und wenn er dann, noch das Feuer der Begeisterung in den Augen, plötzlich absprang und mit rührender Naivetät von Tyrol erzählte, von den heimischen Bergen und Thälern, dann war wohl Keiner, der sich nicht zu ihm hingezogen fühlte in Bewunderung und in Liebe. Hierin eben liegt die typische Bedeutung, welche Jordan für unsere Zeit hat, gerade darin, daß er das vollendetste Welt-

bewußtsein mit kindlicher Heimathliebe, Oeffentlichkeit mit Familienleben, Freiheit mit Nationalität vereinigt. Oft schaute ich im Marburger Schloßhofe auf, wo der blasse, traurige Mann am Kerkerfenster stand und seine Augen starr nach einer Seite hinrichtete, aber ich habe nicht zu entscheiden gewagt, ob er nach der fernen Heimath blickte, oder auf den Glanz der Freiheitssonne harrete, welche so lange zögerte, über den Himmel emporzusteigen. — Doch ich wollte eigentlich von den Indicien des Gymnasiallehrers Dr. Blackert reden; und mit schwerem Herzen thue ich dies, denn Blackert war der Lehrer meiner Jugend, und es hat mir wehe gethan, daß alle Bande der Pietät so mit einem Male zerschnitten sind. —

Der einfache Thatbestand ist folgender. Während ganz Deutschland die Cautionsfreilassung Jordan's mit Jubel begrüßte und als Vorbote einer völligen Freisprechung durch kurfürstliches Obergericht betrachtete, machte Blackert dem Ministerium die Anzeige, daß er noch wichtige (gravirende) Aufschlüsse in Betreff der Jordan'schen Sache zu geben habe. — Ähnliches ist schon mehr vorgekommen, und könnte der Ausfluß eines excentrischen Absolutismus sein. — Aber nun die Motive! Zu diesen Aufschlüssen erklärt sich Blackert jedoch nur dann erbötig, wenn ihm kurfürstliches Ministerium eine Gehaltzulage von hundert Thalern oder eine demnächstige Metropolitanei verspricht. Die in Folge dessen eingeleitete Untersuchung ergibt, daß Obergerichtsrath W. und Pfarrer Sch., welche als geheimste Mitwisser des Hochverraths indicirt waren, von der ganzen Sache nichts wissen und sich eidlich reinigen können. —

Döring's Indicien, welche den ganzen Proceß veranlaßten, beruhen auch auf den unwürdigsten Beweggründen, auf einer feigen Liebe zum Leben; aber eben deswegen sind sie doch noch eher zu entschuldigen, da sie mit der angeborenen Schwäche des Menschen, mit seinem thierischen Instinct, in genauem Zusammenhange stehen. Aber welche Art von Achtung muß derjenige vor seiner Staatsregierung haben, der ihr solche entehrende Anträge macht! So hat denn auch Blackert keine hundert Thaler, wohl aber die tiefste Verachtung bei Volk und Regierung eingeerntet. Exclusion aus den öffentlichen Gesellschaften, Verhöhnung auf der Straße, Insubordination der Gymnasialschüler waren die nächsten Folgen. —

Armer Jordan! Ich glaubte, Du würdest in den Augen eines Hesses mehr werth sein als hundert Thaler. Und er sah Deine gebeugte Kerkergestalt und das schöne, schuldblose Lächeln in Deinen bleichen Zügen, wenn Du Dein Haupt entblößtest, um den ehrfurchtsvoll Grüßenden zu danken, und sah den Jammer Deiner Familie, und wollte Dich verderben für — 100 Thlr. —

Clard Biskamp.

IV.

Aus Wien.

Lesezimmer der Landstände. — Deinhardstein's „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten.“ — Dr. Weber und die einsamen Dichter. — Schauspielerinnen in interessanten Zuständen. — Der Kronprinz von Württemberg. — Reisende Schriftsteller.

Die Differenzen zwischen der Regierung und den Landständen der Provinz Niederösterreich sind schnell und ohne Aufsehen beigelegt worden, indem der Landmarschall Graf von Groß die Lesezimmer unter der Bedingung öffnete, daß die Besucher derselben sich jeder Unzukömmlichkeit enthalten mögen, und ihre Versammlungen nicht den Charakter von ständischen Sitzungen annehmen, die ohne den Vorsitz des Marschalls unverfassungsmäßig sind. Wie man hört, waren es auch hier die Klagen der Subalternen, welche zu den vielbesprochenen Maßnahmen geführt, indem einige Beamten des ständischen Collegiums sich über die zeitwidrige Forderung von Acten u. dergl. in den Abendstunden beklagten, in denen die Mitglieder gewöhnlich die Lesezimmer zu besuchen pflegen, um sich zu besprechen; wobei denn häufig einzelne Actenstücke herbeigeht und nachgelesen werden müssen. Die Angestellten der Registratur waren daher benöthigt, auch spät Abends ihre Amtsstunden fortzusetzen, und ihre Beschwerden über diese dienstliche Anstrengung soll den Anstoß zur nähern Erörterung dieser Zusammenkünfte geboten haben, welche fortan geregelt und keiner Störung ausgesetzt sind.

Im Hofburgtheater ist eine Novität über die Bretter gegangen, die einen Localerfolg hatte, sie wird sich aber kaum noch sonst wo in Deutschland auf dem Repertoire erhalten, wie dies sonst mehreren Producten des Regierungsraths Deinhardstein widerfahren, dessen „Hans Sachs“ oder „Garrik“ noch immer sehr gern gesehen wird. Sein neuestes Lustspiel heißt: „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten,“ und wäre gar nicht übel, wenn man nur nicht bei jeder Scene denken müßte, man habe es schon zehnmal unter einem andern Titel gesehen. Ihm ist kein Faden aus eigener Fabrik, nur hin und wieder ein neues Muster eingewirkt, das eben Mode ist, z. B. ein bitterer Ausfall auf die Spielbanken.

Ein junger Mann, Namens Wilhelm Fürst, wird in einem kleinen Städtchen für den incognito durchreisenden Landesheern gehalten, und der Begrüßte spielt zwei Tage hindurch den Fürsten. Es fehlt nicht an Witz und Satyre, und der Dialog ist fein und geistreich, allein eben darum muß man wünschen, der Verfasser hätte sich noch etwas mehr angestrengt und eine originelle Handlung dazu erfunden, statt sie aus Kogebue, Benedix, Plög und zwanzig andern Lustspielbichtern ohne Umschweife zusammenzutragen. Auffal-

lend war es mir, wie jetzt jeder Dramatiker bei uns mit Gewalt zeitgemäß sein möchte, unser Publicum hat noch Sinn für derlei Kraftsprüche, bei welchen es den gefährlichen Liberalismus des Censors bewundern und die letzte Nummer der Augsburger Zeitung im Stillen recapituliren kann. Auch Herr Deinhardstein hat es an Anzüglichkeiten nicht fehlen lassen, die aber nicht immer passen wollen. Am ergößlichsten ist das Festgedicht, womit die Wirthstochter den Fürsten bewillkommt und worin sie ganz naiv gesteht: „Sie seien alle recht gerührt, weil dies ist einmal eingeführt.“

Morgen kommt eine Tragödie antiken Stoffes zur Darstellung; sie führt den Titel „Spartacus“ und ihr Verfasser ist Dr. Weber, ein Arzt aus einem Landstädtchen in Mähren, der im verfloßenen Jahre zu Fuß, mit seinem Manuscript in der Tasche, hier anlangte und seine Visiten im staubigen Gehrock abstattete. Das originelle, echtpoetische Wesen des jungen Mannes, der trotz der Gläse langherabwallendes, blondes Haar trägt, machte Eindruck, die Journalistik bemächtigte sich seiner Person als einer pikanten Feuilletonnotiz und so ward sein Drama nach kurzem Bedenken angenommen. Jetzt, wo es zur Aufführung kommt, ist er wieder aus seinem Städtchen hierher gereist, um mit eignen Augen die Verlebendigung seiner stillen Träume zu schauen. Es ist doch etwas Eigenthümliches um die Anschauungen der Einsamkeit, jener riesigen Ideen, die nur darum so groß und gewaltig geworden, weil die Wirklichkeit ringsum so schwach und zwerghaft war; die phantasiereichsten Dichter vergnügte von jeher die enge Welt des Spießbürgerthums, in der die poetische Seele keine Rast findet und deshalb abenteuernd in die Ferne zieht. Jean Paul konnte nur in Wunsiedel und Baireuth Jean Paul werden, in Berlin würde er ohne Zweifel correcter geworden sein. Ich wünsche, daß Weber ein deutscher Poesmed wäre.

Später soll das vielbesprochene Lustspiel: „Er muß aufs Land“ an die Reihe kommen. Leider kämpft das Hofburgtheater beständig mit der Krankliste seiner weiblichen Mitglieder, und um das Unglück voll zu machen, haben sich Herr und Frau Rettich einen außergewöhnlichen Urlaub verschafft zu einer Reise nach Schwerin. Mit der erwähnten Krankheitsnoth hat es indeß seine eigene Bewandniß, da es weniger wirkliche Krankheiten oder artistische Unpäßlichkeiten sind, als jene interessanten Zustände, von denen die englischen Zeitungen regelmäßig im Jahre zu berichten wissen und welche gleichwohl eine mehrmonatliche Entfernung von der Bühne nothwendig machen. Das Personale des k. k. Hofburgtheaters zählt einige junge Damen, die seit ihrer Vermählung gleichsam mit ganzem Gehalt pensionirt sind und fortan einzig ihrem Hauswesen leben. Abgesehen davon, daß das Budget dadurch ganz unzweckmäßig belastet wird, und dem Publicum so mancher Kunstgenuß entzogen bleibt, tritt bei den betreffenden Schau-

spielerinnen auch eine aus der moralischen Apathie ihres Zustandes entspringende Nachlässigkeit in ihrem Berufsleben ein, indem nur seltsame Naturen dem Einflusse mütterlicher Empfindungen nicht unterliegen und selbst dann noch Künstlerinnen bleiben, wenn sie bereits in den Kreis der Häuslichkeit getreten sind. Es erscheint jedenfalls ganz unbillig, solche Schauspielerinnen zum Nachtheil der übrigen, welche sich mit ganzer Seele dem Institut und dem Kunstgenuss des Publicums widmen, bloß als gute Hausmütter reichlich zu besolden; als solche gehören sie dem Manne an und sollen auch von diesem versorgt werden, die Oeffentlichkeit muß nicht Personen bezahlen, welche ihr nicht dienen wollen. Diese Worte sind nicht etwa hier gesagt worden, um irgend eine von diesen Damen zu beleidigen, denn die Ehe, die sie eingegangen, kann ihnen nicht zum geringsten Vorwurfe gemacht werden, indem sie dabei bloß ihrer menschlichen Bestimmung getreu blieben, sondern der Tadel trifft das System, welches, während es auf einer Seite kauft, auf der andern das Geld in vollen Händen an Unthätige verschenkt und in den Contracten nicht Vorsorge getroffen, um derlei Mißständen vorzubeugen.

Am 9. April ist der Kronprinz von Württemberg, ein hübscher, junger Mann von 23 Jahren, hier angelangt und im Gasthof zum Erzherzog Karl abgestiegen. In Klosterneuburg wurde er von einem Hofwagen erwartet und auch der k. Gesandte, Baron von Lindau, war ihm bis dahin entgegengefahren. Für die Zeit seines Hierseins, die auf 3 Wochen bemessen ist, wurde ihm der k. k. Kämmerer Oberst Graf Zichy beigegeben; von hier begibt sich der Prinz nach Pesth zum Besuch seiner erlauchten Verwandtin, der Gemahlin des Erzherzogs Joseph, und von dort nach Berlin, wo er mit einer preussischen Prinzessin verlobt werden soll. Sein berühmter Vater ist bei der österreichischen Armee aus den Kriegsjahren her eben so beliebt, als bei der Diplomatie seiner freisinnigen Selbstständigkeit wegen bekannt. Im Gefolge des Kronprinzen befindet sich der lebenswürdige Schriftsteller Hackländer. Auch noch einen Stuttgarter Schriftsteller in Amt und Würden erwartet man hier: den Hofrath Dingelstedt, der seine Frau, die von Neuem am Kärntnerthor-Theater singen wird, begleiten soll. Ferner hat sich Gutzkow hier melden lassen und dürfte bereits in den nächsten Tagen eintreffen.

V.

Aus Prag.

Der Landtag und die Regierung. — Graf Salm und Baron Hess. — Die Hypothekenbank. — Museum und Theaterreformen. — Die Czechen. — Graf Colowrat und die Wiener Spenden. — Intolleranz.

Dem am 14. April abgehaltenen Landtage sind mehrere Tage früher außerordentliche Ständerversammlungen vorangegangen; ein gedruck-

tes Program ward vertheilt, um die Mitglieder von den Fragen zu unterrichten, welche verhandelt werden sollen. Wie bekannt, haben die böhmischen Stände gegen die neu creirte Stelle eines Oberstburggrafen-Amtsverwesers Gegenvorstellungen bei Hofe gemacht; sie erklärten diese Stelle sei gegen die Landesverfassung, nach welcher es heißt: Böhmen solle einen Oberstburggrafen haben und in dessen Abwesenheit solle der Oberstlandeshofmeister den Ständeversammlungen und dem Landtage präsidiren. Die Regierung hatte nur deshalb den Ausweg getroffen, einen Verweser des Oberstburggrafen-Amtes zu ernennen, weil dieses dem ehemaligen Landesgouverneur zukommt, ein Erzherzog aber doch nicht Oberstburggraf sein kann. Den Gehalt von 8000 Fl. C.-Mz., den der jeweilige Oberstburggraf aus den ständischen Mitteln bezieht, hatte die Regierung dem Amtsverweser Grafen Salm zugewiesen. Allein die Stände sprachen diesem das Recht hierzu ab, erstens, weil sie sein Amt überhaupt nicht anerkannten, und zweitens, weil der Oberstburggraf ein im Lande begüterter Edelmann sein müsse, was Graf Salm, auch im Falle man ihn zu dieser Stelle erheben würde, nicht ist. Die Regierung hat sich auch nicht eigensinnig gegen diese Einwendungen gestemmt. Sie hat vor Allem angeordnet, daß der Gehalt des Grafen Salm aus dem Kamemale, d. h. aus der Staatscasse gezahlt werde. Aber die Hauptopposition der Stände gegen den Vorschlag des Grafen Salm bei den Landtagen war darum nicht erledigt, vielmehr war diese — da auch noch persönliche Mißliebigkeit dabei im Spiele ist — hartnäckiger als bei der Besoldungsfrage. Die Regierung hat daher einen Ausweg getroffen. Der Appellationsgerichts-Präsident, Freiherr von Hefz, wurde nach Wien zu derselben Stelle bei dem dortigen Appellationsgericht befördert, und da Baron Hefz zugleich Oberstlandeshofmeister in Böhmen war, so wurde diese erledigte Stelle dem Grafen Salm verliehen, der somit dem Buchstaben der Landesordnung gemäß, „in Abwesenheit des Oberstburggrafen“ als Landes Obersthofmeister den Ständen präsidirte. In dieser Eigenschaft wurde auch Graf Salm in den Zeitungen officiell genannt.

Es wäre traurig gewesen, wenn der diesmalige Landtag in Mittem der großen Calamität, welche das Land getroffen, seine Zeit mit lauter solchen Formalitätsgeschichten verhandelt hätte. Glücklicherweise war es anders; einige practische Angelegenheiten, die zum endlichen Abschlusse kamen, werden tief in die Wohlfahrt des Landes greifen. Vor Allem die Errichtung einer Hypothekenbank, wozu die Genehmigung aus Wien heraufgelangt ist. Bisher nämlich wurden wohl von der Spar-Casse Vorschüsse auf Hypotheken geleistet, aber es erstreckte sich diese Begünstigung größtentheils nur auf städtische Realitäten, und der Vorschuß wurde natürlich mit jenem Gelde geleistet, welches in der Spar-Casse zur Verzinsung niedergelegt wurde. — Wer nun einen solchen Vorschuß auf seine Realität erhielt, mußte sich einem kurzen

Auflündigungstermine unterziehen, wodurch sich Viele abgeschreckt fanden. Die Hypothekbank soll nun auf ganz anderen Grundfäßen beruhen. Diese Bank wird bloß auf Hypotheken effectiven Werths, auf städtische und bäuerliche Realitäten zc. Vorschüsse leisten, keinesweges jedoch auf Wechsel, da deren Werth doch nur bloß von Personen bedingt ist, — eben so wenig auf Staatspapiere. Die Hypothekbank hat das Recht, Banknoten zu drucken und diese an Zahlungsstatt auszugeben, die auch an allen Staatskassen an Zahlungsstatt angenommen werden sollen. Man kann dieses Institut als eines der wohlthätigsten des Landes betrachten, weil durch selbes insbesondere der Landmann nicht mehr Wuchererhänden zu unterliegen braucht, sondern aus der Hypothekbank Vorschuß auf sein Bauernhäuschen erhalten wird.

Zu den interessanten Beschlüssen des Landtags gehört ferner das stattgefundene Votum zum Ankauf des gräflich Nostiz'schen Palais am Graben, behufs eines neuen Nationalmuseums; die gegenwärtige Localität unseres Museums ist so abgelegen vom Centrum der Stadt, daß es seinem Zwecke durchaus nicht entspricht. — Auch unsere Theaterangelegenheit fand diesmal Erörterung. Es wurde beschlossen, demnächst einen Concours für die Uebernahme des deutschen Theaters auszusprechen, worin unter anderm dem Director der Vortheil eröffnet wird, einen Zuschuß von 10,000 Fl. C.-Mz. aus der ständischen Cassa zu beziehen. Dem Director soll überdies ein ständischer Intendant beigegeben werden, was jedenfalls eine Verbesserung des jetzigen Zustandes ist, wo die ständischen Theaterausschüsse den Director zum Diener vieler Herren machen. Der Verfall unseres Theaters ist wohl zumeist dem Mangel an Energie und Fachkenntniß dieser Herren zuzuschreiben, deren Geschmack eben nicht der geläutertste ist. In Bezug auf ein czechisches Nationaltheater, von dem ich in meinem vorletzten Briefe Meldung that, haben die Stände das Anerbieten der Czechen, ein Nationaltheater auf dem neuen Quai mittelst Actiencapitalen zu erbauen, genehmigt, jedoch als Bedingung dabei gestellt, daß der Bau binnen fünf Jahren vollendet sein müsse. Man will in dieser Klausel ein beabsichtigtes Hinderniß finden, da es den Czechen kaum möglich sein wird, innerhalb einer so kurzen Frist ihren Plan auszuführen, um so weniger als das Ueberschwemmungsunglück, das so weitumgreifenden, unberechenbaren Schaden anrichtete, der Austreibung der nöthigen Summen einen Strich durch die Rechnung gemacht hat. Die Bewilligung zu diesem Nationaltheater fand übrigens nur eine Gegenstimme, es war diese die des ehrwürdigen Domherrn *****, der in die Worte ausbrach: Ob denn nicht schon ein Theater Sittenverberbniß genug über die Bevölkerung der Stadt verbreite, um noch ein zweites zu errichten.

Daß übrigens die Stände die Summe von 100,000 Fl. C.-Mz. zur Unterstützung der Ueberschwemmten bewilligt, werden Sie bereits

in den Zeitungen gelesen haben. Es geschieht hier in dieser Beziehung außerordentlich viel. Alle Erwartung übersteigend sind jedoch die Zuflüsse, die von Wien herbeikommen. So meldete die Prager Zeitung zugleich mit der Spende des Staatsministers Grafen Colowrat mit 1000 Fl. die eines Unbekannten mit 5000 Fl. Die Böhmen wollen unter dieser eisernen Maske denselben edlen Mann erkennen, der ihr eifrigster Fürsprecher am Throne ist und den vielleicht die Rücksicht für andere minder begüterte Staatsmänner zu einer officiellen Zeichnung von einer minder großen Summe veranlaßte, während er im Stillen diese Summe noch verflünffachte. Viel gutes Blut machen auch die außerordentlichen Spenden der jüdischen Banquiers und Handlungshäuser Wiens, von denen Rothschild für sein Wiener Haus 10,000 Fl. und für sein Pariser Haus noch andere 10,000 gespendet hat, ferner das Haus Todesco 10,000, das Haus Arnstein & Eskeles 10,000 Fl. einsendeten.*) Weniger Verwunderung erregt dieses bei Baron Sina, der zwar gleichfalls 10,000 Fl. C.-Mz. spendete, dafür aber der reichste Mann Oesterreichs ist und unter seinen vierzig Herrschaften die schönsten in Böhmen besitzt. Der Wiener Banquier Mayer, Chef des Hauses Stammes, hat 5000 Fl. gespendet. Er ist zum Ehrenbürger unserer Stadt ernannt worden. Doch bezieht sich dies auf ein vier

*) Es scheint, daß es in Prag dieses guten Blutes sehr bedürfe. Eine andere Correspondenz aus Prag, die wir aus Mangel an Raum diesmal nicht mehr bringen können, meldet uns folgendes Beispiel von Intoleranz: „Es hat sich hier eine Gesellschaft zur Errichtung einer der großartigsten Dampfmühlen auf Actien gebildet, was um so löblicher ist, als Böhmen in letzterer Zeit von den Wiener Dampfmühlen mit Dampfmehl überhäuft wird, während in Böhmen bisher noch keine Dampfmühle besteht. — Es wurde nun von dieser Gesellschaft ein Aufruf erlassen und vertheilt. — Ich, der ich kein Kaufmann bin, weiß zwar nicht genau, welches Verhältniß hier zwischen dem christlichen und jüdischen Kaufmannsstande besteht, aber sonderbar scheint es mir, daß die Engherzigkeit so weit getrieben wurde, den Aufruf nur an christliche Kaufleute zu senden und die jüdischen von der Theilnahme auszuschließen. — Herr v. Lämél (Chef eins der drei ersten hiesigen, in ganz Europa geachteten Banquierhäuser), welcher an der Spitze vieler hiesigen Institute steht, wurde in Vorschlag gebracht; aber dieser Vorschlag erweckte heftige Opposition. — Kurz nach diesem Vorfalle kam die Ueberschwemmung in's Land, und nun sollte eine Gesellschaft von Kaufleuten sich mit den Sammlungen befassen. — Da durfte man doch das erste Banquierhaus Prag's nicht unbefucht lassen, und so wurde von diesen Kaufleuten vorerst Lämél um einen Beitrag angesprochen. — Der erklärte ihm aber geradezu, daß er mit diesen Herren in keine Berührung kommen wolle und daß er den Weg in die Hütten der Armen ohne sie finden werde. — Er sandte dann unverweilt einen Beitrag von 1000 Fl. C.-Mz. an den Erzherzog, nachdem er zuvor an 500 Fl. unter die Armen vertheilen ließ. (Herr v. Lämél ist derselbe, der während der Cholera durch den ganzen Winter wöchentlich 200 Fl. zur Vertheilung an die Armen zollte.) Unter solchen Verhältnissen würde auch ich, wenn ich Jude wäre, gleich jenen dreizehn jüdischen jungen Leuten nach America auswandern, die vor etwa vier Wochen Prag verließen.“

und ein halb procentiges Anlehen von 150,000 fl. C.-Mz., welches die Stadt Prag vor Kurzem mit diesem Banquierhause negotirte.

Die Versammlungen wegen Vertheilung der eingelangenen Beiträge finden fast täglich unter dem Vorſitz des Erzherzogs Stephans statt, der in diesen trüben Tagen erst recht der Mann des Volkes wurde. Sämmtliche Kreishauptleute waren diese Woche hier und berathschlagten gleich unter Vorſitz des Erzherzogs über die geegnetsten Maßregeln. R. v. W.

VI.

Aus Düsseldorf.

Lessing's „Fuß“ und Hübners zweites Bild die „schleßischen Weber.“

Eine interessante neue Erscheinung hatten wir dieser Tage vor Augen: Lessing hat seinen „Fuß“ zum zweiten Male gemalt, und zwar mit einigen nicht unwesentlichen Veränderungen. Die Composition blieb natürlich dieselbe, wie auf dem Bilde im Städel'schen Institute zu Frankfurt, aber der Meister hat die Wirkung des Ganzen durch verstärkte Charakteristik der meisten Köpfe bedeutend gehoben. Durch feinere Ausführung der Züge ist der Ausdruck des Fanatismus, der Intoleranz, des pflegmatistischen Indifferentismus und der Verstocktheit auf der einen Seite, sowie der aufmerksamen Theilnahme und des Mitleidens auf der andern Seite in den Köpfen der Richter weit schärfer hervorgetreten. Fuß selbst trägt mehr das Gepräge der innern Ueberzeugung und Begeisterung auf der Stirn, während in dem ersten Bilde mehr Gram und körperliche Schwäche auf seinem Gesichte zu lesen ist. Wer, wie Referent, das erste Gemälde in allen Einzelheiten genau betrachtet hatte, konnte sich bei dem Anblick dieses zweiten Originals ganz in den Geist des Künstlers hineindenken, wo es denn klar ersichtlich war, daß die Ereignisse der neuesten Zeit viel zu der veränderten Auffassung beigetragen haben. Dem gegenwärtigen Bilde verleiht außer den Veränderungen auch die weit größere Wirkung der Farbe einen besondern Reiz.

Es ist das erste Mal, daß Lessing ein Kunstwerk wiederholt, — diesmal war es nöthig, um die längst erwartete Vielfältigkeit möglich zu machen. Die Verlagshandlung von Buddeus läßt nach diesem zweiten Bilde vom Lithographen Wildt in Berlin eine Steinzeichnung machen, und bis Ende dieses Jahres werden wir eins der schönsten Kunstwerke neuerer Zeit in den Zimmern aller Freunde der Kunst und Aufklärung wiederfinden.

Unser Carl Hübner hat so eben ein zweites Bild aus der Geschichte der schleßischen Weber vollendet; diesmal das Innere einer Hütte, den Aufenthalt des Elends, darstellend. Frost und Hunger herrschen darin, die beiden furchtbarsten Feinde des Lebens. Der große

Rachelosen in der Mitte des Raumes hegt kein wohlthätiges Feuer, denn sonst könnte der Hausvater ihn nicht als Pult gebrauchen, worauf er aus der Bibel vorgelesen, aus der Bibel, einem schönen, aber hier nicht genügenden Troste. Jetzt aber blickt er starren Auges zum Himmel, der Ausdruck seiner tiefgefurchten Züge zeigt mehr Verzweiflung, als Hingebung und Vertrauen. Sein Geist ist nicht so stark, als der seiner Frau, die mit gefalteten Händen vom Himmel Schutz ersucht, Schutz und Hülfe wenigstens für das arme Kind, das schlafend vor ihr gebettet liegt. Freilich kann hier nur noch der Himmel helfen, durch besondere Fügung, denn die Menschen, von denen sie Hülfe mit Recht erwarten konnten, haben nicht geholfen. Der älteste Sohn des Hauses ist nämlich eben mit seiner Rolle Leinwand unverrichteter Sache vom Fabrikanten zurückgekehrt, er hat seine Last auf den Boden geworfen, und kauert bleich vor Kälte und todtmüde, auf den Wanderstab gestützt, hinter dem kalten Ofen. Ihm gegenüber liegt ein Knabe von zehn Jahren schlafend auf den Tisch gelehnt. Er hat sich in ein altes Kleidungsstück seines Vaters eingehüllt, die Kniee fest zusammengedrückt, den Nacken mit einem Tuche von der Mutter, dem letzten, das sie entbehren konnte, umwickelt, und genießt des Schlafes als eines Schutzmittels gegen die herrschenden Qualen. Man glaubt das hohle Athmen des Jungen zu hören, und die unruhigen Bewegungen zu sehen, wenn ein kalter Schauer die schlechtbedeckten Glieder zucken macht.

Die schreckliche Wahrheit des Gemäldes würde neben dem Mitleiden einen graffen Eindruck machen, wenn der Künstler nicht ein verfühnendes Element hinzugefügt hätte; aber wenn der Blick mit Entsetzen auf den vorderen Figuren verweilt, sieht er mit inniger Freude im Hintergrunde einen rettenden Engel in Gestalt einer Frau auftreten, die Lebensmittel und Kleidung für die Armen trägt. Sie ist leise hereingetreten, so daß die Hausbewohner ihre Erscheinung noch nicht bemerkt haben, und der Beschauer des Bildes möchte es abwarten können, bis sie ausgeheilt hat, um durch den Anblick der frohen Ueberraschung mit der Menschheit wieder ausgesöhnt zu werden.

Die technische Ausführung des Bildes ist bis in's kleinste Detail, bis zu den gefrorenen Fensterscheiben und den Schneespuren auf dem Fußboden, schön und entsprechend. Neben seinem herrlichen Talente wird der Fleiß des Künstlers Anerkennung finden; möge das Bild recht Vielen anschaulich werden. Mögen es auch diejenigen sehen, welche ein solches Gemälde nur mit mahnendem Gewissen betrachten können! Dahin würden auch die Herausgeber der kritischen Brochure: „Berlin und seine Künste“ gehören, die, nach einem früheren Bilde desselben Künstlers schließend, voreilig und lieblos von den „schleissischen Webern“ urtheilten: „es sei der Titel wohl das Beste an dem Bilde.“ — W. K.

VII.

N o t i z e n.

Ende des Kriegs im Caucasus. — Die Gotta'schen Ergänzungsblätter. — Menschen und Gegenden von Theresie. — Jüdische Reformen. — Kurhessen und die Zeitungen. — Die Frau mit der eisernen Maske. — Widersprüche in Desterreich. — F. Kaufmann. — Sohr's Handatlas.

— Eine Nachricht fast unglaublicher Natur kommt uns von Seiten einiger Personen zu, die allerdings der Quelle näher stehen, aus welcher man mit Zuverlässigkeit schöpfen kann. Es heißt, Rußland wolle den Krieg im Caucasus aufgeben. Graf Woronzow soll dem Kaiser ein Memoire überreicht haben, worin ein tiefangelegter Eroberungsplan friedlicher Natur mit mathematischer Schärfe auseinander-gesetzt sein soll. Die Feindseligkeiten sollen nicht nur eingestellt, sondern ein Schutz- und Trugbündniß mit den Caucasiern abgeschlossen werden. Die russischen Märkte und Häfen sollen ihnen zollfrei offen stehen und auf dem Wege des Handels theils Corruption der kriegerischen Race, theils durch Gewinnung der Einzelinteressen Zersplitterung der Bevölkerungsmasse erzielt werden. Der Kaiser soll die Idee dieses Planes mit Energie ergriffen haben. — So wenigstens lauten directe Briefe aus St. Petersburg. Wenn die Nachricht Bestätigung fände, so wäre noch sehr zu bezweifeln, ob die Caucasier an dieser heiligen Allianz Theil haben werden. Ein deutscher Buchhändler würde vielleicht gut speculiren, wenn er ein Buch drucken ließe: „Geschichte der heiligen Allianz, sammt ihren Folgen für die innere Entwicklung der Völker, zum Gebrauch der Schulen im freien Caucasus.“

— Die „Ergänzungsblätter zur allgemeinen Zeitung“ die bisher von der Redaction der letztern geleitet wurden, haben nun einen eigenen Redacteur in der Person des ehemaligen Herausgebers der Oberdeutschen Zeitung, Dr. F. Giehne, erhalten, doch wird dieser seine Function erst mit dem nächsten Quartal antreten.

— Die Bieweg'sche Buchhandlung in Braunschweig hat das neue Buch von Theresie: „Menschen und Gegenden“ wieder mit solcher Eleganz ausgestattet, daß man sogleich sieht, dieses Buch ist nicht für die plebejischen Hände gewöhnlicher Literaturfreunde berechnet, sondern für jene eximirten Kreise, für die es die Verfasserin bestimmt hat. Theresie selbst beginnt ihr Buch mit folgenden Worten: „Die vorliegenden Blätter wollen, was den literarischen Theil betrifft, nichts Neues bieten, aber in den Gesellschaftschichten, in denen meine Schriften öfters angetroffen werden, ist die Verbreitung einiger noch immer bestandener Thatfachen für die neuere Literatur gewiß nicht ohne Interesse.“

Die Leser auf der Adelsbank werden in diesem Buche gewiß viel Neues finden. Wir Anderen an dem fleißigen Bürgertisch haben unser Urtheil über die „Menschen“, welche uns Therese vorführt, längst fertig. George Sand, Gräfin Hahn-Hahn, Gustav Kühne sind für uns gute alte Bekannte. Wenn sie es nicht wären, so würden wir aus dem vorliegenden Buche eben nicht viel lernen. Bei aller Rücksicht, die uns das Geschlecht der Verfasserin auferlegt, müssen wir ihr sagen, daß sie sich es diesmal gar zu bequem gemacht hat. Derlei Auszüge und unfertige Causerien läßt man im Pulte liegen, sie veröffentlichen, das riecht zu sehr nach Buchmach — Pardon! — Uebrigens sind die „Gegenden“ der Verfasserin besser gerathen als die „Menschen.“ Schade, daß der Aufsatz „in Odenwalde“ so kurz ist — er ist das Beste in diesem ganzen Buche.

— Jedes Schauspiel will seine Parodie. Die Deutsch-Katholiken haben ihr parodistisches Gegenstück an einem Häuflein jüdischer Reformer in Berlin gefunden, die nun ihrerseits erklären, daß sie sich von dem jüdischen Rom, von Jerusalem lossagen, daß sie an den Talmud nicht glauben u. s. w. Als ob es irgend einem gebildeten Juden in den Sinn gekommen wäre, an diese Sagenen der mittelalterlichen jüdischen Scholastik wirklich zu glauben. Die polnischen Bärte, welche die Leipziger Messe besuchen und denen die talmudische Charte noch eine Wahrheit ist, werden durch die Berliner Reformatoren um kein Haar breit aus ihrem Glauben gerissen werden. Für die Nichtbärte bedurfte es nicht erst der Weisheit des Dr. Stern und seiner Gefährten. Es wäre besser, die Juden gäben den Emancipationsfeinden durch ihre Protestationen gegen alte halbvergeffene Märchen keine neuen Waffen in die Hände. „Il faut laver son linge sale en famille“, sagte Napoleon. Wenn ein durch schmäbliche Ungerechtigkeit um seine Bürgeransprüche verkürzter Theil der deutschen Nation, die Presse benutzt, um zu protestiren und für sein heiliges Recht zu kämpfen, so wird sich Jeder — wenn auch im verschiedenen Sinne — dafür interessiren. Wenn man aber den Millionen deutschen Lesern zumuthet, sie sollen sich für die Reformen im Schooße einer kleinen religiösen Fraction interessiren, als wäre dies eine allgemeine deutsche Angelegenheit, so ist dies ein Mißgriff, der mit dem bewährten practischen Sinne der Juden im vollständigen Gegensatz steht. — Ein wahrer Sancho Pansa dieses reformatorischen Don Quixotismus ist ein Schullehrer Lehmann in Soest; der in einem offenen Briefe als eine lebhaftige Caricatur Ronge's auftritt und den die deutschen Zeitungen, lächerlich genug, mit einer Wichtigkeit nachdrucken, die eine Beleidigung für alle gebildete Israeliten ist.

— In Kuchessen nimmt das Verbot von Zeitschriften jetzt überhand. Die Weserzeitung, Mannheimer Abendzeitung, Nachner Zei-

tung und Grenzboten fielen auf einen Hieb. Freilich dürften solche Verbote nur in so gesegneten Ländern anwendbar sein, wo durch inländische Zeitschriften hinlänglich für eine zweckmäßige Geistescultur gesorgt wird, wie es denn in Kurhessen wirklich der Fall ist. Die „Kassler Allgemeine“ und „die Hanauer Zeitung“ bringen gerade so viel Politik, als für einen treugesinnten Unterthan zu wissen nöthig ist, auch bieten sie zugleich eine solide ästhetische Lectüre; Niemeiers „Vote“ spricht zum Herzen der Bauern, d. h. zu ihren Pflügen und Kartoffelfeldern; der „Eschweger Anzeiger“ verbindet die Kreisamtlichen Bekanntmachungen auf eine sinnreiche Weise mit den ergötzlichsten Anekdoten. Der verschiedenen Provinzialwochenblätter gar nicht zu gedenken; selbst in Marburg erscheint ein solches, zur Ehre der Landesuniversität sei es gesagt, die sonst in der deutschen Journalistik gar nicht vertreten wäre. An nützlichen landwirthschaftlichen Zeitschriften ist kein Mangel. Außerdem haben alle diese Blätter den Vorzug, daß sie unseres Wissens bis jetzt noch nie verboten wurden.

— Es paart sich endlich Alles, und jedes Männlein findet sein Weiblein nach den Worten der Schrift. Seit uralten Zeiten ging der ewige Jude als ein Hagestolz durch seine einsame, traurige Welt; nun hat ihm Eugen Sue eine Lebensgefährtin, eine Art ewige Jüdin hervorgesucht. Seit beinahe zweihundert Jahren hören wir von dem Manne mit der eisernen Maske, der sein Gesicht nicht ein Mal seinem Arzte zeigen durfte, und nun entdeckt uns die Allgemeine Zeitung eine Frau mit einer Spigenmaske (das civilisirende Jahrhundert verwandelt Eisen in Spigen), die gleichfalls ihren Schleier bis zu ihrem Tode nicht lüftet, auch nicht vor ihrem Arzte, der obendrein ein Medizinalrath ist! Und dieses Alles passirt nicht auf dem mystischen Schlosse Pignerol und in der Bastille unter den Augen von St. Mars, sondern in Hildburghausen, in der prosaischen Heimath unserer lieben biedern Dorfzeitung. Und die Augsburger Allgemeine, die Praktische, die Illusionsfeindin, muß inmitten von Schutzzöllen und Colonisationsplänen solchen romantischen Scandal berichten.

— Man wird aus den österreichischen Censurverhältnissen nicht klug. Gegen die Grenzboten ist in letzterer Zeit mit verdoppelter Strenge verfahren worden. Dagegen ist Joseph Rank, den man im vorigen Jahre so streng von einer Reise nach Leipzig abhielt, diesmal ein Paß in's Ausland ertheilt worden, obgleich man weiß, daß er ein neues Werk hier publiciren will, das sich an Geist und Richtung von seinen frühern nicht unterscheidet. Auch Dr. Schussekka, der so eben bei Weidmann ein Werk gegen die Jesuiten publicirte (wir werden in unserm nächsten Hefte darauf zurückkommen), hat seinen Paß in's Ausland ohne Schwierigkeit visirt erhalten. Er lebt jetzt mit einer größern

historischen Arbeit beschäftigt in Jena. Dr. Philipp Löbenstein aus Drobny, der im vorigen Jahre von Leipzig zurückberufen wurde, weil er im Verdachte stand, Verfasser einiger bei Reclam erschienenen Schriften über Oesterreich zu sein, sind seine Papiere ohne weitere Folgen wieder zurückgestellt worden. Gutzkow befindet sich in diesem Augenblicke ungefährdet in Wien. Wie reimt sich dies mit der Untersuchung, die in Prag gegen Alfred Meißner stattfindet, wegen einiger politisch ungefährlicher Gedichte, die in seiner so eben erschienenen Sammlung ohne Censur (d. h. ohne österreichische Censur) abgedruckt wurden? Wie reimt sich dies damit, daß — wie uns Wiener Buchhändler, die zur Messe in Leipzig waren, versichern — die Ausfolgung der Grenzboten selbst an einige landständische Adelige nicht gestattet wurde?

— Herr J. Kaufmann den die Leser dieser Blätter aus seinen Kritiken kennen, hat eine Reise nach Paris angetreten, woselbst er behufs einiger literarhistorischen Studien mehrere Monate zu bleiben gedenkt. Herr Kaufmann, der vor sieben Jahren von Oesterreich nach Leipzig übersiedelte und seine ärztliche Carriere mit der schriftstellerischen vertauschte, hat sich während dieser Zeit nicht bloß durch den Scharfsinn seiner zahlreichen kritischen und journalistischen Arbeiten, sondern bei Allen, die ihm näher standen, durch die höhere Stimmung seines persönlichen Charakters, einen seltenen Grad von Liebe und Achtung erworben. Wir kennen wenige Menschen, die so viele enthusiastische Freunde zählen wie er. Sein Landsmann und früherer Lebensgefährte, Karl Beck, hat keinen würdigern Namen gewußt, dem er seine Gedichte hätte widmen wollen, als den schlichten, in weitem Kreisen fast unbekannten J. Kaufmann. Die Arbeiten, welche Kaufmann für die Elegante (unter Kühne's Redaction), für die Blätter für literarische Unterhaltung, für die Grenzboten u. s. w. lieferte, würden zusammengestellt zwei, drei Bände bilden, die seinem Namen in der Literatur einen gesicherten Platz anwiesen. Aber alles Drängen seiner Freunde und das Anerbieten mehrerer Verleger scheiterte bisher an der seltenen und seltsamen Bescheidenheit dieses ungewöhnlichen Charakters.

— Die wohlfeilste aller Landkartensammlungen ist uns vor einigen Tagen zu Gesichte gekommen. Es ist dies der Handatlas von Sohr. Achtzig sorgfältig ausgeführte und mit großer Genauigkeit gezeichnete Karten für 6 Thlr. 16 gGr. — Also 2 gGr. das Blatt! Es ist doch eine schöne Sache um die Concurrnz! Das Publicum gewinnt immer dabei.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.